

LEB WOHL, LILLI PALMER! Ich verließ Hitlerdeutschland im Jahre 1934, weil mir ein Tanzabend von zwei Braunhemden verdorben wurde, die zu mir und meiner Partnerin rüberkamen und sagten, wir »tanzten jüdisch«. Es waren zwei mit Hakenkreuzarmbinden gegen einen ohne, das blonde Fräulein weinte, und in einem solchen Land kann man ja nicht bleiben. Ich verbrachte meinen letzten Berliner Abend in Gesellschaft einer jungen Reinhardt-Schülerin namens Lilli Peyser, die später unter dem Namen Lilli Palmer zum Star wurde. Ihr Vater war Professor Peyser, Chefchirurg am Jüdischen Krankenhaus. Er heiratete eine pikante, rothaarige Provinzschauspielerin und verlor dadurch einen wesentlichen Teil seines Freundeskreises. Ein Professor Peyser nimmt sich keine pikante, rothaarige Provinzschauspielerin zur Frau; nur tat er es eben. Meine Eltern und die Peyers blieben gute Freunde, und als ich - ein junger Journalist am Berliner Tageblatt - zum ersten Mal zum Presseball eingeladen wurde, nahm ich die Lilli mit. Sie war rundlich, ehrgeizig und trug lange schwarze Handschuhe, die bis über die Ellbogen reichten. Zwischen dem Tag meiner Ausreise aus Deutschland und meiner Einreise in die Vereinigten Staaten lagen zwölf Emigrationsjahre, und wie das Schicksal es wollte oder es ihm auferlegt wurde, sah ich Lilli an meinem ersten Tag in New York wieder. Ich hatte in einem Boulevardblatt in der Rubrik »Celebrities« gelesen, daß das Ehepaar Harrison, Lilli & Rex, im Hotel St. Regis abgestiegen sei. Ich rief das St. Regis an, identifizierte mich und hatte Lilli im Nu am Apparat. »Nein, Peter!« sagte sie mit dieser seit eh und je etwas belegten Stimme. »Komm rauf gegen sieben. Was sagt man nur...«

Ja, was sagt man nur...

Ich war gerade aus der Dominikanischen Republik gekommen, in der ich sieben Jahre verbracht hatte und wo Frau und Kind auf Abruf warteten. Ich trug meinen einzigen Anzug: einen blau-weiß gestreiften Palm Beach, der sich im subtropischen Klima totaler Unauffälligkeit erfreute, in New York jedoch - den Blicken nach zu urteilen - Trillerpfeifen und das Läuten von auf die Fährte gesetzten Bluthunden suggerierte. Das war es, was auch der Türhüter des St. Regis sah. Ladys und Gentlemen in leichten Herbstmänteln gingen ein und aus. Der Uniformierte stellte sich mir in den Weg. »Sir?« fragte er, obwohl ich das sichere Gefühl hatte, daß er es nicht meinte. »Mr. and Mrs. Harrison are expecting me«, sagte ich. Er griff zum Hausteleskop, wählte und grollte: »A Mr. First is here to see you ... Suite 701«, sagte er mit hörbarer Enttäuschung in der Stimme. Ich klingelte an der Suite 701 und Rex Harrison öffnete die Tür. Es bestand kein Zweifel, es war Rex Harrison.

»Freut mich, einen alten Freund von Lilli kennenzulernen, Pieter«, sagte er.

»Thank you, Rex«, antwortete ich mühsam. Aber in Amerika redet man ja sogar den lieben Gott mit Vornamen an. Er trug etwas wunderbar Flauschiges, das von den Schultern die mindestens ein Meter achtzig zu den ebenfalls flauschigen Pantoffeln herunterfiel. Das Ensemble besaß einen größeren Wert, als ich in diesem Moment meiner eigenen Person insgesamt zubilligte. Dann hörte ich den Schlüssel in der Tür. Lilli fiel mir um den Hals, hielt mich dann auf kleinen Abstand und blickte mir in die Augen.

»Wieviel brauchst du?« fragte sie.

»Dreihundertfünfzig Dollar«, sagte ich. Ich hätte auch zwei oder zweitausend sagen können, aber später stellte sich heraus, daß das genau die Summe war, mit der ich meine kleine Familie nach New York holen konnte. Es war, wie Jack London von seinen Erfahrungen als Hobo schrieb: Platz mit was raus, was dir gerade in den Sinn kommt, und man wird es dir geben. Kalkuliere, und man ruft die Polizei...

Ich sah Lilli in den frühen sechziger Jahren wieder, als ich mit meiner Lieblingspublizistin, Renee Fürst, von New York nach Hamburg flog, um von dort auf

Einladung von »Internationales« eine Deutschlandfahrt mit Drittweltvertretern anzutreten. Ich drehte mich halb um, als ich nach der Landung meinen Regenmantel anzog, und sah Lilli auf dem Sitz hinter mir.

»Mensch, Lilli!« sagte ich.

»Sprich englisch«, sagte der internationale Star.

Totta Zehden, die Schwester meines Freundes Bubi, lebte damals in Hamburg, und sie war mit einer ganzen Gang zum Flughafen gekommen, die uns begrüßte, als hätten wir gerade irgendeinen World Cup gewonnen. Lilli ging in einigem Abstand von uns, begleitet von einem Chauffeur, der ihr Gepäck trug. Sie kannte ja die Totta aus den Tagen, da wir alle ein wenig jünger waren, und der Tumult muß ihr seltsam in den Ohren geklungen haben. Aber sie war nicht mehr Lilli Peyser, sie war nun eben die Lilli Palmer.

Leb wohl, dicke Lilli, gutes Kind, leb wohl.